

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 145.

Mittwoch, 25. Juni.

1930.

(10. Fortsetzung.)

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Siemos

(Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Bera Reese bereitet Schwierigkeiten.

Der Mord an Bera Reese war nicht der erste Mord, den Gambichler zu bearbeiten hatte, und es ließ sich nicht behaupten, daß Gambichler persönlich berührt war, als er die Nachforschungen in diesem Fall aufnahm.

Zunächst verlief alles sehr nach der Schablone. Als er die Reese vorgefunden hatte, vernied er es natürlich, Spuren zu beseitigen oder auch nur zu verwischen. Er schloß das Reese'sche Zimmer zunächst ab, begab sich auf die Straße, winkte einen Schutzmännchen heran, setzte diesem auseinander, daß Staatsanwaltschaft, Gerichtsarzt, Gerichtsphotograph und Gerichtsschreiber sofort herbeizitiert werden müßten. Außerdem gab er Auftrag, Doktor Carsten zu verständigen und ihm einige Hilfsbeamte sofort zur Mordstelle zu senden.

Dann begab er sich zurück ins Reese'sche Zimmer und überprüfte die Situation, wie ein Feldherr das Schlachtfeld.

Bera Reese mochte etwa fünfundzwanzig Jahre alt gewesen sein. Sicherlich war sie nie eine Schönheit gewesen; aber es mochte eine Zeit gegeben haben, wo sie wenigstens als anziehend galt.

Ihr Antlitz war, sicherlich nicht nur jetzt im Tode, sondern auch zu Lebzeiten, ausgebleicht und blaß, wie es das Antlitz der Mädchen ist, deren Sinne zu früh verbraucht sind. Die Augen hatten eine unbestimmte Farbe zwischen Grün und Grau. Das Haar schimmerte in dem verdächtigen Blond, wie es nur Wasserstoffsuperoxyd erzeugt.

Noch bevor Gambichler die Personalakten der Reese des Polizeipräsidiums eingesehen hatte, war er sich über den Typ der Ermordeten durchaus klar.

Gambichler vernahm zunächst die Hausfrau der Reese, und es kam ihm zustatten, daß er sich durch jenes Trinkgeld ihre Sympathie gesichert hatte. Zwar wurde sie, als sie in Gambichler den Polizisten erkannte, zurückhaltender und vorsichtiger; aber wenigstens stand sie ihm willig Rede und Antwort.

Wie lange die Reese bei ihr wohne?

So etwa drei Monate.

Ob sie die Reese schon früher gekannt habe?

Oh, keinesfalls.

Ob sie gewußt habe, daß die Reese eben aus dem Gefängnis entlassen worden sei.

Keineswegs. Was denke denn der Herr Kommissar! Wenn sie das gewußt, hätte sie doch die Reese nicht als Mieterin genommen. So eine nehme sie doch nicht!

Ob die Reese viele Bekanntschaften gehabt habe?

Das wisse sie nicht. Sie sei nicht aufdringlich und kümmerne sich nicht um die Privatangelegenheiten ihrer Mieterin.

Ob die Reese viel Männer empfangen habe?

Oh, keineswegs! Hier wurde Frau Blöchl geschicklich. Natürlich komme es einmal vor, daß ein junges Mädchen einen Herrn empfangen, aber sie — Frau Blöchl — hatte sich gedacht, daß seien Verwandte oder gute Bekannte der Reese. Man sei doch nicht mehr so rückschrittlich, Anstoß zu nehmen, wenn eine Dame am Tage Herrenbesuche empfangen.

„Nur am Tage?“ fragte Gambichler mit einem Augenzwinkern.

Frau Blöchl wurde wieder geschicklich. Selbstverständlich nur am Tage. Sie wisse von keinem Falle, daß abends Fräulein Reese Besuche empfangen habe. Allerdings, Fräulein Reese habe einen eigenen Schlüssel gehabt. Wenn Fräulein Reese abends jemand herein gelassen habe, dann habe sie — Frau Blöchl — es vielleicht nicht gehört.

Gambichler verstand. Aber er hatte gar kein Interesse daran, die Wirtin durch Moralpredigten kopfscheu zu machen. Seine Fragen galten den Ereignissen des Tages.

Ob Frau Blöchl heute irgend etwas aufgefallen sei?

„Ich weiß nicht recht“, erklärte Frau Blöchl verlegen. Die Antwort war mehrdeutig. Darum hielt es der Hammer für richtig, sie ihr Wissen recht breit auspacken zu lassen.

Bera Reese pflegte früh gegen zehn Uhr aufzustehen. Sie war auch heute sicher nicht vor zehn Uhr aufgestanden; vielleicht erst um elf Uhr. Dann war sie weggegangen. Wohin, das wußte die Wirtin nicht. Sie konnte nicht einmal eine Vermutung aussprechen, wohin. Nachmittags so gegen halb fünf oder fünf Uhr; so eine gute Stunde, bevor der Herr Kommissar gekommen wäre, war sie nach Hause gekommen.

„Haben Sie sie nach Hause kommen sehen?“ fragte Gambichler.

„Nein“, erwiderte Frau Blöchl. „Gesehen habe ich sie nicht. Aber ich hörte ein Auto auffahren, darauf die Haustür schließen und dann die Tür zu ihrem Zimmer gehen. Als ich nachher auf den Flur kam, sah ich ihren Mantel hängen. Er hängt jetzt noch draußen an der Garderobe. Und als ich dann an ihrem Zimmer vorbeiging, hörte ich sie sprechen.“

„Also kann sie doch nicht allein gekommen sein“, sagte Gambichler.

„Nein, es war jemand bei ihr.“

„Ein Herr?“

„Ja, bestimmt.“

„Warum bestimmt?“

„Weil ich eine männliche Stimme hörte.“

„Können Sie mir die Stimme beschreiben? War es eine auffallende Stimme?“

„Gar nicht! Sie sprachen auch ziemlich leise.“

„Und Sie haben gar nichts gehört?“

„Ich lausche nicht!“ jagte sie stolz.

„Na, sagen Sie mal“, der Hammer wurde wieder gemächlich, „war es eine tiefe Stimme, so, wie Brummbären knurren, oder war es eine hohe Stimme?“

Sie zuckte mit den Achseln.

„Ich meine, eine schöne Aussprache hat der Mann gehabt.“

„Und wie lange blieb der Herr bei ihr?“

Sie zuckte mit den Achseln.

„Das kann ich nicht sagen. Später klingelte es, und als ich dann auf den Hausflur hinaustam, hing sein Hut nicht mehr da; also mußte er weggegangen sein.“

Der Hammer wurde wieder gemächlich: „Na, sehen Sie, Sie wissen ja eine ganze Menge Zeug. Es ist doch

„Sehr wichtig, daß Sie den Hut da haben hängen sehen. Was war es denn für ein Hut?“

„Es war etwas Besseres. Ich glaube, Blüsch oder Belour mit breitem Rand.“

„Farbe?“

„So grau oder graublau. Im Hausflur kann man das nicht so deutlich sehen, und noch ziemlich neu war der Hut.“

„Hm“, überlegte der Hammer. „Wissen Sie sonst noch was?“

Frau Blöchl holte Atem. Die Hauptsache ihrer Aussage kam erst noch:

„Ja, freilich. Ich sagte ja schon, es hat auf einmal gestingelt. Das wird vor einer viertel oder einer halben Stunde gewesen sein, bevor der Herr Kommissar kam, und da ging ich hinaus und öffnete. Da stand 'ne junge Dame draußen, und die fragte nach Fräulein Reese. Und da zeigte ich ihr die Tür zu Fräulein Reese, und dann ging sie hinein.“

„Und dann?“

„Ja, sonst weiß ich nichts.“

„Wie lange blieb sie denn drinnen?“

„Ja, das kann ich nicht sagen. Ich habe sie nicht weggehen hören, und ich habe mich auch nicht darum gekümmert. Aber länger als eine halbe Stunde kann sie nicht drinnen gewesen sein, denn dann kamen Sie, und Sie haben doch niemand mehr getroffen.“

Diese Schlussfolgerung war entschieden richtig. Aber dem Kommissar war damit nicht gedient. Er hätte gern gewußt, wie lange die Dame bei Vera Reese war.

„Bemühen Sie sich einmal“, der Hammer wurde zum dritten Male gemächlich, „sie zu beschreiben.“

Frau Blöchl zuckte hilflos mit den Achseln. „Halt was Besseres. Schlank und ziemlich groß.“

„Würden Sie sie wiedererkennen?“

Frau Blöchl legte die Stirn in Falten. „Weiß ich nicht. Ich möchte keinen Meineid schwören. Wissen Sie, jezt im März und um die Zeit, da ist es noch dunkel und Licht hat — glaube ich — nur unten im Hausflur gebrannt, und da habe ich sie nicht richtig gesehen. Hübsch war sie, meine ich; aber mehr weiß ich nicht.“

„A, ihr Weiberleut habt doch einen Blick für Kleidung“, knurrte der Hammer. „Wissen Sie denn gar nicht mehr, wie sie angezogen war?“

Aber Frau Blöchl sagte nur: „Einen Mantel hat sie angehabt. Aber was für einen, weiß ich nicht mehr. Und so 'nen kleinen Hut hat sie aufgehabt, so 'ne Art Topfhut, der ging ihr auch weit übers Gesicht. Aber sonst weiß ich nichts.“

Der Hammer wurde verdrießlich. „Und 'ne schöne Aussprache hat sie wohl auch wieder gehabt?“ fragte er ärgerlich.

Aber die Frau merkte den Spott nicht und erwiderte begeistert: „Ja, und 'ne schöne Aussprache hat sie auch gehabt.“

*

Das war immerhin etwas. Danach durfte also folgendes feststehen:

Bera Reese war zwischen vier und fünf Uhr per Auto nach Hause gekommen in Begleitung eines Herrn. Dieser Herr war eine halbe Stunde bei ihr geblieben, und kurz darauf, nachdem er sich entfernt hatte, kam die Dame. Entweder der Herr oder die Dame mußten Vera Reese getötet haben. Eine andere Lösung war zunächst nicht denkbar.

„Wahrscheinlich“, dachte sich sogar Gambichler, „ist die Dame die Mörderin; denn sie war die letzte Person, die mit der Reese zusammen war, und würde sicher Marm geschlagen haben, wenn sie die Reese bereits tot aufgefunden hätte. Wahrscheinlich, aber nicht sicher!“

Man mußte also einen Herrn und eine Dame suchen. Der Hammer kombinierte weiter:

„Nicht ausgeschlossen auch, daß der unbekannte Herr und die unbekannte Dame zusammen arbeiteten. Gesezt den Fall, der Herr hat Vera Reese das Gift in das Getränk geschüttet, dann war es nicht ausgeschlossen, daß er eine Gehilfin an Ort und Stelle sandte, um toytrollieren zu lassen, ob sein Gift auch ordentlich gewirkt hatte.“

Schließlich käme es noch darauf an, welches Gutachten der Gerichtsarzt abgeben würde.“

Die Mordkommission kam kurz nach dem Verhör der Blöchl. Noch vor ihrem Eintreffen machte Gambichler einen wertvollen Fund. Er inspizierte die Garderobe.

„Wenn an dieser Garderobe der Hut des unbekanntem Besuchers gehangen hat, so ist es nicht ausgeschlossen“, sagte er sich, „daß irgendeine Spur zurückgeblieben ist. Vielleicht, daß unser unbekannter Besucher an Haar ausfall leidet und daß ein Haar, das im Hut hing, an dem Garderobehaken zurückgeblieben ist?“

Nach dieser Richtung hin wurden seine Erwartungen zwar enttäuscht. Er fand keine Spur, die auf den unbekanntem Besucher deutete. Aber er fand etwas anderes:

Auf dem Garderobentisch lagen zwei elegante wüßleberne Handschuhe, die offenbar zu einer kleinen, schmalen Frauenhand gehörten. Frau Blöchl versicherte, daß die Handschuhe heute nachmittag noch nicht dagelegen hätten. Der Toten konnten sie nicht gehören. Die Tote hatte grobe, fleischige, große Hände, der diese Handschuhe nie gepaßt hätten. Obendrein fanden sich in dem an der Garderobe hängenden Mantel die Handschuhe der Toten: gewöhnliche, große Wollhandschuhe. Der Hammer schmunzelte: „Retzt von der Unbekanntem, daß sie uns sozusagen eine Visitenkarte zurückgelassen hat.“

Die Bekundung des Gerichtsarztes, der mit der Mordkommission eintraf, bestätigte indirekt die Behauptungen der Frau Blöchl. Der Gerichtsarzt stellte fest, daß Vera Reese etwa ein bis zwei Stunden tot sei. Damit war erwiesen, daß sie in der Zeit etwa von fünf bis sechs Uhr ermordet worden sein mußte. Danach kam als Mörder nur jemand in Betracht, der zwischen fünf und sechs Uhr mit ihr zusammen gewesen war.

„Schade“, sagte sich Gambichler, „wäre ich eine halbe Stunde früher zur Stelle gewesen, wäre das Unglück vielleicht verhindert worden. Zum mindesten hätte ich vielleicht noch die Frauensperson erwischt, die als Letzte bei ihr war.“

Im übrigen lautete das Gutachten des Arztes auf Tod durch Gift, durch Laudanum. Offenbar hatte sie mit dem Besucher ein kleines Likörgelage abgehalten, und in einem unbeachteten Augenblick hatte ihr der Besucher oder die Besucherin eine Dosis Laudanum in den Likör gemischt.

Die Vermutung des Gerichtsarztes wurde durch den Chemiker bestätigt, da in einem der beiden Likörgläser noch Spuren des Giftes festzustellen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Sommertraum in Weiß.

Mein Traum, mein Sehnen: Durch Glück oder Fleiß auf eigenem Grund eine Farm in Weiß . .

Sechs weiße Kühe als erster Bestand

geben die weißeste Milch im Land.

Um weiße Gänse, raffig und schwer,

flattern schneeweiße Tauben einher.

Mein weißer Spitz muß mit Begagen

zwei weiße Kaken im Garten jagen;

die wirbeln, wie dicke Floden von Schnee.

Die weißen Hühner flattern zur Höh,

und weiße Gänse schnattern darcin,

und weiße Blumen blühen feldcin.

Schneeweiße Enten rudern im Teich,

und weiße Schweinchen, mässig und weich,

wühlen die ganze Erde mir um.

Schneeweiße Kaninchen springen herum,

so hell und seidig, so flockig und schön,

wie man sie bisher noch nirgends gesehn.

Ich fälle die Stämme der Bäume ein,

und schaue den Wölkchen hinterdrein,

die weiß am Himmel zur Ferne streben,

wo Menschen in riesigen Städten leben,

in dumpfen Stuben mit dumpfen Sinnen.

Dann deck ich den Tisch mit schneeweißem Binnem

für weißen Käse und weißes Brot . . .

Und über allem das Abendrot!

Und führt Euch der Weg zu mir herein,

so etwa nach vierzig, fünfzig Jahren,

dann seht Ihr ein altes Mütterlein

mit jungem Herzen und schneeweißen Haaren.

B u d.

Der Opferstein.

Erinnerung von Hannah Fehner.

Nach fünfundsingzigjähriger Abwesenheit feierte ich Wiedersehen mit Abschnir, der stolzen alten Radschputenstadt mit ihren unerhörten Bauten und ihrer Tradition von kühnem Heldentum, barbarischem Pomp und jähem Märtyrertum. Das Auto brachte mich an manche Erinnerungsstätten. Ach ja, der Satti-Stein! Welch aufregende Augenblicke knüpfen sich an diese Stelle! Mein Wagen konnte den verwachsenen Pfad durch Wald und Dschungel nicht weiter finden, so ging ich mit einem bewaffneten Sowar zu Fuß Untertwegs kriegten mir viele unvergeßliche Bilder auf. Ich dachte an meine frühere Tätigkeit als Ärztin in der Senana, dem Königinnenpalast, dessen Intrigen und herzbevegende Abenteuer ebenso verschlungen und verworren waren wie die Gänge und Gemächer des unfeiwiligen Gefängnisses königlicher Frauen, zarter Prinzessinnen, veräussterter Witwen und zahlloser Dienerinnen, von denen viele geliebte Kontubinen der fürstlichen Herren waren.

Jetzt kam ich an dem Plage an. Da stand der alte, thronartige, glänzend schwarze Stein, aufrecht und finster mitten im hohen, steifen Grase, unter tief hängenden Ästen mächtiger Lamarinien. Aber sieh! ein schmaler Fußpfad — richtig! da auch die armselige Hütte aus Bambusgezeig des frommen Sadhu, eines uralten früheren Dieners des Palastes. Treulich hielt er Wache. Die Seufzer und Tränen so vieler Todesopfer vergangener Jahrhunderte schienen noch in den Zweigen zu wehen! Längst war die Satti, die Witwenverbrennung, verboten und wurde strengstens geahndet. Und doch! Der Fanatismus, die Ekstase religiöser Begeisterung hielten den alten Brauch aufrecht.

Wohl erinnere ich mich der tödlichen Krankheit des Prinzen Schar Singh, der Angst und Verzweiflung seiner holden jungen Gemahlin, der Prinzessin Meher Bai, die erst kürzlich aus einem entfernten Radschputen-Staate des Nordens gekommen und mit großem Pomp verheiratet worden war. Däster bedeutungsvoll gingen die Blide und das Zischen der Frauen; Unheil veränderte das fatalistische Antlitz der Brahmanen. Herzerreißend erlangen eines Morgens die Weherufe, das Klagegeschrei, von dem die Mauern und Hallen der Paläste widerhallten. Dampf schallte das Lamtam der Riesentrommel, den Tod des Prinzen verkündend. Ach, wie gern wäre ich der Jarten, der Lieblichen zu Hilfe geeilt, denn überall zischelte man's im Wasar: „Sie ist Satti, wißt Ihr es nicht? Bei Nacht wird sie mit ihrem Gatten verbrannt.“ Ich war auf Wochen aus dem Palaste verbannt, um als Unreine nicht die Totenzeremonien zu stören. Tag und Nacht quälte mich der Gedanke an das junge Opfer, meinte ich das gelbe Todesgeschrei des zarten, in Flammen gehüllten Mädchens zu hören, überdönt von dem Rauschen, Trommeln und Bechellagen der Instrumente. Oder war sie mit der stolzen, stolischen Ruhe der echten Radschputenfinder an den Marterpfahl gegangen? Ungezwungen tat sie dies nie, das wußte ich. Denn wie hätte sich das blühende junge Leben dem todkranken Prinzen freiwillig opfern können? Schon am Todestage, zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang war der graue Ritus vollzogen worden. Sollte ich es wagen, der verborgenen, versteinerten Stätte zu nahen? Nur Mut! Ich ließ mein Pferd satteln, nahm nur meinen treuen, verschwiegene Reitknecht mit, und als alles schlief, brachen wir auf, gelangten nach einer Stunde mühseligen Pfadsuchens beim bleichen Lichte des abnehmenden Mondes an die melancholische Stätte. Nichts regte sich, nur fliegende Fächle flatterten gelegentlich mit ihrem wehllagenden Schrei durch das dichte Geäst. Ein schwacher, brenzlicher Geruch, mit starkem Duft von Rosenöl und Sandelholz gemischt, hing über der Stätte. Ein Mondstrahl fiel gerade auf den Marterthron, und ich setzte mich, in trübem Nachdenken, stocherte mit meiner Reitgerte in der Asche. Da — plötzlich — blinnte es zu meinen Füßen. Ich bückte mich und gewahrte zu meinem maßlosen Erstaunen einen Ring mit glühendem Stein. Ich hob ihn auf. Ja, wahrhaftig, mein Ring, den ich einst der schönen, sanften Schari Dewi, der Dienerin Meher Bais, für tatkraftige Hilfeleistung bei einer schweren Entbindung geschenkt hatte und den ich seitdem stets an ihrem Finger bemerkt hatte. Ein Gedanke blühte in mir auf: Schari Dewi, die Arme, war geopfert und die Prinzessin frei ausgegangen. Aber wie hatte das geschehen können ...?

Erst nach Jahren kam die Lösung. Ganz unerwartet! Ich war in London in einer kleinen Abendgesellschaft. Man sprach von Jack Miller, der mit seiner indischen Frau noch erwartet wurde. Ein Geheimnis verschleierte diese Ehe, keiner wußte, wer die Frau war. Aus Amerika hatte er sie vor zwei Jahren mitgebracht. Sie traten ein. Auf den ersten Blick sah ich's: Die strahlend schöne, liebliche Frau in der anmutigen Gewandung ihrer Heimat war Meher Bai. Auch sie erkannte mich, erschrak sichtlich, aber ich lächelte sie verständnisvoll an. Eine halbe Stunde später saßen wir auf einem Divan in einer verschwiegene Ecke, und sie erzählte mir von dem Abenteuer jener Nacht. Schari Dewi war die Geliebte des Prinzen gewesen, ihm leidenschaftlich ergeben und nur von dem einen Wunsche befeelt, ihm in den Tod zu folgen. Jack Miller, amerikanischer Ingenieur und Ver-

trauter des Radscha, sei in das Geheimnis der geplanten Verbrennung gezogen und habe bei den Vorbereitungen geholfen, immer in der geheimen Absicht, die, die er nach einem nur flüchtigen Sehen leidenschaftlich liebte, zu befreien. „Ich ahnte nichts“, fuhr sie fort, „hatte mich unter Schaudern und Verzweiflung zu dem gräßlichen Gang gerufen. Gebadet, gesalbt, mit Blumen geschmückt, lag ich — vergehend vor Todesangst — auf der Bahre mit meinem toten Gatten. Man hob mich herunter, trug mich, die ich sinnlos vor Angst war, auf den schwarzen Stein. Schon machten sich die Priester geschäftig daran, die Lohe zu entzünden, als Bewegung und Lärm entstanden: „Die Polizei kommt! Flieht!“ Schreden, Verwirrung, ein tolles Durcheinander folgten. Ich fühlte mich von starken Armen aufgehoben, eingewickelt und in einer Säufte eilig fortgetragen. Unaufhörlich ging die Reise, Nacht und Tag. Dann sah ich meinen Befreier. Ist es zu verwundern, daß ich ihn liebte, anbetete? Von Bombay aus reisten wir geradewegs nach Amerika. Er erzählte mir, wie Schari Dewi in der allgemeinen Verwirrung auf den Scheiterhaufen gesprungen sei, unter jauchzendem Gesang sich in die Flammen gestürzt habe. Ach, ich fühlte mich so klein, so feige. Aber mein Geliebter beruhigte mich. Das Schicksal hat wunderbare Wege. Die Zeitungen waren voll von dem Ereignis, wie ein junger Ingenieur das sträfliche Vorhaben zur rechten Zeit entdeckt, aber nicht habe verhindern können, daß Prinzessin Meher Bai geopfert wurde, wie die Schuldigen, der Radscha und vor allem die Priester zur Verantwortung gezogen seien. „Ich bin glücklich, ganz glücklich“, so sagte sie, meine Hände drückend, „er hat mich leben gelehrt.“

All das erlebte ich noch einmal an jener Stätte der Erinnerung. Schari Dewi's Geist schien mich lächelnd zu umschweben, mir zuzusüßeln, daß sie in ihrem jähem Liebesopfer tiefstes Glück gefunden habe.

Der nächtliche Besuch.

Von J. P. Ballé.

Der reiche Kaufmann von Bremen erwachte, da eine rauhe Hand ihn heftig an der Schulter rüttelte. Erstaunt rieb er sich die Augen und blickte noch immer schlaftrunken in ein maskiertes Gesicht und — den Lauf eines Revolvers. Vor Schreck machte er eine Bewegung, aber sofort kam der Revolver drohend näher, und eine gedämpfte Stimme fuhr ihn an:

„Still! Keine Bewegung! Und nicht sprechen, bevor ich dazu auffordere. Verstanden?“

Van Bremen nickte. Darauf zündete sich der Maskierte ruhig eine Zigarette an, wobei er sein Opfer scharf im Auge behielt. Gemächlich zog er einen Stuhl an das Bett und nahm darauf Platz. Dann klopfte er nachlässig die Asche von seiner Zigarette, tat ein paar tiefezüge und richtete seine durchdringenden Augen auf van Bremen.

„Sie sind ein Schurke, ein Ausbeuter und Ausfänger für Ihr Personal, ein übler Geselle für Ihre ganze Umgebung!“ sagte er endlich in einem Tone, als ob er sich nach van Bremens Gesundheit erkundigte. „Und darum habe ich beschlossen, Ihnen einen Denkkettel zu geben.“

Angstlich behielt van Bremen den Revolver im Auge, der drohend auf ihn gerichtet blieb. Dies war also eine Situation, wie sie so oft in Detektivromanen beschrieben wurde. Mit großem Interesse hatte er stets solche Erzählungen verschlungen und die Kühnheit der Verbrecher bewundert oder eine überraschende List, mit der sich das Opfer aus solch einer Sachlage zu retten wußte. Eigentlich müßte er sich jetzt heldenmütig auf den Schurken werfen, ihm den Revolver entringen und die Polizei anrufen. Aber ... er war kein Held, ihm war im Gegenteil deutlich, daß er kein bißchen Mut besaß. Der Anglistischweiß stand ihm auf der Stirn, und er wagte nicht einmal, sich die Stirn zu trocken, aus Furcht, eine verbotene Bewegung zu machen. Warum nur der Kerl so lange schwieg? Wollte er seine Nerven bis zum äußersten reizen? Van Bremen empfand es als wahre Erleichterung, als der Eindringling endlich wieder zu sprechen begann.

„Ich bin kein Verurteilter“, sagte er, mit einem verbißenen Zug um den Mund, „und ich will sogar mein Infognito aufgeben. Ich bin ... der Reisende, den Sie heute nachmittag auf so gemeine Weise aus Ihrem Bureau haben werfen lassen! Sie wollten mich nicht einmal anhören, gaben mir nicht die geringste Gelegenheit, den Artikel, mit dem ich mir mein Brot verdienen muß, vorzulegen. Heute nachmittag waren Sie Herr und Meister ... jetzt sind die Rollen vertauscht! Jetzt wünsche ich meine Beredsamkeit nicht mehr an Sie zu verschwenden!“

Bedächtigt machte der Eindringling seine Zigarette aus und holte ein Stück Papier aus der Tasche. Er reichte es van Bremen hin und gab ihm zugleich einen Füllfederhalter.

„Unterzeichnen Sie diesen Brief!“ sagte er, mit drohendem Ton in seiner Stimme. „Sie brauchen ihn nicht zu lesen, denn ob Sie mit dem Inhalt einverstanden sind oder nicht, der Unterzeichnung entgehen Sie doch nicht.“

Der Füllfederhalter zitterte in van Bremens Hand, und er warf einen hilflosen Blick um sich. Doch von neuem näherte

Ach das schwarze Loch des Revolverlaufes seiner betauten Stirn, und schnell setzte er seine Unterschrift auf das Papier. Mit schneller Bewegung riß ihm sein Gegner den Brief wieder fort, betrachtete aufmerksam die Unterschrift und lachte dann grimmig.

„Das genügt“, brummte er zufrieden. Dann zog er sich langsam zurück, indem er sein Opfer anherrschte, sich mindestens eine Viertelstunde ruhig zu verhalten, und verschwand durch das offene Fenster.

Zwei Tage voll nervöser Spannung vergingen. Dann wurde eine außergewöhnlich große Kiste bei van Bremen abgegeben, die drei Männer in sein Geschäft tragen mußten. Als der Deckel entfernt war, lag obenauf ein Brief, den er eilig aufriß. Sein Gesicht wurde leichenblau, als er den Inhalt las:

„Sehr geehrter Herr!

Es freut uns außerordentlich, Ihre Bestellung erhalten zu haben. Anbei senden wir Ihnen die gewünschten zweitausend Spielzeug-Revolver und hoffen gern, recht bald Nachbestellungen von Ihnen zu empfangen.

Zum Vergleich fügen wir das Exemplar bei, dessen Arbeitsweise unser Vertreter bei seinem Besuche die Ehre hatte, Ihnen zu erklären.“

Was denkst Du Und Was sagst Du?

Von Charlie Noellingshoff.

Du denkst:

„Wenn die Bande zusammenrückt, hat in dem Wagen noch ne Elefantenherde Platz!!! Unverschämtheit!!!“

Und du sagst:

„Ach vergessen Sie, ist hier wohl noch irgendwo ein kleines Plätzchen frei? Danke herzlichst! ...“

Du denkst:

„Donnerwetter, ich muß ja weg: um acht wartet die Kleine an der Karlsbrücke! ...“

Und du sagst:

„Ja, liebes Kind, wenn du kein Verständnis für die geschäftlichen Inkompatibilitäten des modernen Geschäftsmannes aufbringen kannst, so ist dir eben nicht zu helfen! Ich jage von einer Konferenz zur anderen — um Punkt acht Uhr habe ich schon wieder eine —, habe den Kopf voll wichtiger Verhandlungen — und du hegst dumme und kleinliche Verdächtige! ...“

Du denkst:

„Entweder er zahlt am 15. oder wir verklagen ihn!!!“

Und du sagst:

„... und bitten wir höflich in der Annahme, daß Sie uns selbiges nicht verübeln werden, um Begleichung Ihrer Rechnung bis zum 15. d. Mts., da wir selbst leider große Aufgaben haben. Wir würden uns niemals erlauben, an die Kleinigkeit zu erinnern, wenn nicht ...“

Du denkst:

„Ich wundere mich über gar nicht mehr!!!“

Und du sagst:

„Ich bin allerdings auf das höchste bestrebt, mein Herr!“

Du denkst:

„Du hast dich Frau Meier doch noch auf die alten Jahre den Dutt wegnehmen lassen! ...“

Und du sagst:

„Gnädigste! Jung und bezaubernd, wie noch nie! Entzückend, daß sich Gnädigste nun doch noch zum Dubitoopf entschlossen haben! Fein!“

Du denkst:

„Jeden Abend, den Gott in seiner But gibt — daselbe!!!“

Und du sagst:

„Ich begrüße Sie im Namen der Direktion und freue mich feststellen zu dürfen, daß heute Abend ein ganz besonders kunstsinntiges und feinkultiviertes Publikum erschienen ist!“

Du denkst:

„Weiß der liebe Himmel, woher die dumme Gans den merkwürdig guten Geschmack hat! Dieses Rot steht ihr wirklich ausgezeichnet!!!“

Und du sagst:

„Aber Liebste, Sie sind falsch beraten!!! Das Rot ist ganz unmöglich! Gelb müssen Sie tragen!!! Wer hat Sie dergestalt gewissenlos beraten!?“

Du denkst:

„Na egal: Prost! Der Jammer hat ja bald ein Ende!“

Und du sagst:

„... und so erhebe ich denn mein Glas und bitte Sie anzustoßen auf das Wohl des Gastgebers und seiner entzückenden Frau Gemahlin! Möge es uns noch recht oft und lange beschieden sein ...“

Du denkst:

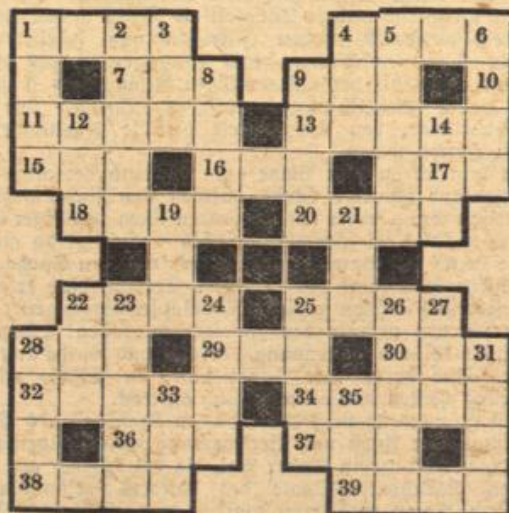
„Kannst du mir fünfzig Mark pumpen?“

Und du sagst:

„Na, was sagst du wirklich zu dieser Temperatur? Ich kann mich an meine Nordlandreise erinnern, da hatten wir im

Höchstfalle mal 22 Grad! Celsius natürlich! Aber freilich, das ist was ganz anderes ... Als ich in Spanien war, hatten wir mal 40 Grad, und einmal in Griechenland, sage und schreibe: Fünfzig Grad!! Ach, Apropos, eben sehe ich, ich habe meine Brieftasche zu Hause vergessen, na, egal, dir macht es wohl nichts, wie gesagt, könntest du mir nicht mit fünfzig Mark aushelfen ...?“

Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1. Junges Haustier. 2. Deutscher Dichter. 3. Weiblicher Vorname. 4. Festart. 5. Thronfolger. 6. Aufenthalt. 8. Futteral. 9. Südamerikanischer Freistaat. 10. Baumteil. 12. Göttin der Morgenröte. 14. Stadt in Sachsen. 19. Gewässer. 21. Dürftiger Zustand. 22. Ausruf des Zweifels. 23. Tier der Wüste. 24. Familie der Säugetiere. 25. Englischer Dichter. 26. Gesellschaftsklasse. 27. Landbest. 28. Fluß in Italien. 31. Blumenbehälter. 33. Tonstufe. 35. „Allein.“ — Wagerrecht: 1. Gewicht. 4. Bühnenwerk. 7. Gedichtart. 9. „Mittels.“ 11. Vermächtnis. 13. Prophet. 15. Riesenschlange. 16. Zeitanzeiger. 17. Metallrinne (Vertiefung). 18. Rosenname für Susanne. 20. Altes Gewicht. 22. Fluß im Harz (Nebenfluß der Aller). 25. Pfad. 28. Ausruf des Versehens. 29. Persönliches Fürwort. 30. Schiffsausdruck. 32. Prosadiachtung. 34. Weiblicher Vorname. 36. Schwur. 37. Gemütsausbruch. 38. Stadt in Schlesien. 39. Gefühl.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 140:
Wagerrecht: 1. Bremen. 5. Go. 6. Ja 7. Er. 8. Donner. 11. Den. 12. Rot. 13. Rain. 14. Lee. 16. Ton. 18. Glas. 21. A. G. 22. Le. 23. An. 24. Eltern. — Senkrecht: 1. Bode. 2. Ein. 3. Man. 4. Nero. 9. Dunkel. 10. Ernte. 15. Case. 17. Dran. 19. Alt. 20. See.

Scherz und Spott

Humor des Auslandes.

Von E. Van D'Elzen.

In China sehen sich Braut und Bräutigam nicht vor der Hochzeit. In Amerika sehen sie sich selten nachher. (Florence Herald.)

Kürzlich waren 58 Erdbeben an einem Tag in Hawaii. Kein Wunder, die Hulamädchen können tanzen. (Springfield Sun.)

Nach einem flüchtigen Überblick der Durchschnittsehemänner können wir nicht begreifen, wie eine Frau, die ihren Mann erschießt, Wahnsinn als Verteidigung vorbringen kann. (San Diego Union.)

Frauen heiraten keine Genies, sagt der Psychologe. Nein, denn ein Mann muß ein Genie sein, um ihnen zu entkommen. (London Opinion.)

Viele Frauen, die sich über ihr Gewicht Sorgen machen, könnten das Problem lösen, wenn sie selbst kochen würden. (Life.)